

unter bestimmten Bedingungen auch geben muss. Entgegen der allgemeinen Ideologie des unbegrenzten Wachstums müsste man den Mut aufbringen, über notwendige Reduktions- und Schrumpfungsprozesse etwa im Verkehr, im Straßenbau, im Ressourcenverbrauch, um Umgang mit der Natur nicht nur nachzudenken, sondern auch zu praktizieren. Ob dies einer gedeihlichen ökonomischen Entwicklung abträglich wäre, ist vielleicht auch eine Definitionsfrage.

Die Zukunft erweist sich so als eine Leerstelle, die von uns in zwei Richtungen genutzt werden kann. Als stets offener Horizont, der immer vor uns liegt, lässt sich die Zukunft wunderbar als Behälter für alle jene Probleme verstehen, die wir jetzt nicht lösen können oder wollen. Die Zukunft ist eine einzige große Entsorgungsanstalt für die offenen Fragen der Gegenwart. Das Vertrauen darauf, dass die künftigen Generationen all jene Kompetenzen, Innovationen und Verfahrensweisen entwickeln werden, die sie benötigen, um mit der Welt zu Rande zu kommen, die wir ihnen überlassen, ist in der Tat groß. In der Regel trauen wir - warum, weiß niemand - unseren Nachkommen immer mehr zu als uns selbst. Damit wird der Zukunft aber auch eine nicht zu unterschätzende Entlastungsfunktion zugeschrieben. Wenn gilt, dass die kommenden Generationen imstande sein werden, die Folgen unseres Handelns aufzufangen und zu ihrem Gunsten zu entwickeln, dann muss man für diese Folgen in der Gegenwart nicht mehr unbedingt die Verantwortung übernehmen, die man übernehmen müsste, müsste man tatsächlich alles jetzt selbst bezahlen. Vielleicht stößt der die Forderung nach langfristigen und nachhaltigen Konzepten für unser Wirtschaften und Handeln auch deshalb auf - ich formuliere vorsichtig - zurückhaltende Resonanz, weil wir Zukunft weniger als Aufgabe, als vielmehr als Lösung betrachten, um die wir uns nicht sonderlich viel kümmern müssen. Und bis zu einem gewissen Grad ist dies auch richtig. Menschen, weil sterbliche und damit geschichtliche Wesen, handeln immer im Vorgriff auf etwas, das kommen könnte, und natürlich investieren wir stets in einem doppelten Sinn in die Zukunft: Indem wir über Kredite und Verschuldungen die Produktivität kommender Generationen schon jetzt teilweise verbrauchen, ihnen dafür aber auch Gebäude, Institutionen, Infrastrukturen und nicht zuletzt Kenntnisse und Wissen übergeben, die uns überdauern werden.

Man kann sich - dies die andere Richtung - die Zukunft aber auch zur Aufgabe machen, und die Motive seines gegenwärtigen Handelns aus den Erwartungen beziehen, die wir aus unseren Zukunftsvorstellungen ableiten. Wir haben dafür allerdings nicht mehr zur Verfügung als die Erfahrungen unserer Gegenwart. Wer will, dass die Kämpfe um die natürlichen Ressourcen dieser Erde nicht die Gestalt eines Weltbürgerkrieges annehmen, kann nicht nur darauf bauen, dass in Zukunft alle diesbezüglichen Knappheiten durch technische Innovationen beseitigt werden können. Er wird danach trachten, soweit es unser Denkhorizont erlaubt, den Umgang mit diesen Ressourcen so zu gestalten, dass in der Tat die möglichen Interessen zukünftiger Generationen berücksichtigt werden. Das, was uns gegenwärtig zur Verfügung steht und was auch in Zukunft relevant sein könnte, kann auch für unsere Nachkommen interessant, ja lebenswichtig sein. Wir können diese Ressourcen verbrauchen und verschwenden, wir können damit aber auch sorgsam und sparsam umgehen. Natürlich können wir zahlreiche Tier- und Pflanzenarten, die uns schmecken oder die wir für unnütz erachten, jetzt ausröten. Wir können unseren Konsum und unsere Arroganz aber auch beschränken und es den kommenden Generationen überlassen, wie sie damit umgehen.

Zukunft ist also jene Zeit, die sich als positive oder negative Erwartung realisiert. Welchen Stellenwert sollen wir diesen Erwartungen in unserem Leben einräumen? Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard hat einmal denjenigen, der sich aus den Fängen der Zeit nicht befreien kann, der entweder in der Vergangenheit als Erinnerung oder in der Zukunft als Hoffnung lebt, den „Unglücklichsten“ genannt. Diese Beobachtung ist aufschlussreich: psychologisch und existentiell. Wirklich gelebtes Leben tendiert dazu, die Vergangenheit durchzustreichen und die Zukunft nicht vorwegzunehmen. Umgekehrt können die Last der Vergangenheit und das Hoffen auf eine Zukunft - oder die Angst vor einer Zukunft - zu jener paralysierten Stimmung führen, die nach Kierkegaard das Unglück der Menschen ausmacht. Dieser Gedanke ließe sich vielleicht durchaus verallgemeinern. Kulturen, so könnte man mit Kierkegaard etwas gewagt folgern, die prinzipiell einem Fortschrittsprinzip anhängen, also ihre Vergangenheit immer mit Blick auf die Zukunft überbieten müssen, sind unglückliche Kulturen. Da Zukunft, anders als ein Ziel, nie erreicht werden kann, sind solche Kulturen auch prinzipiell gehetzte Kulturen: Gefangen vom Anblick eines Horizonts, der vor ihnen stets zurückweicht. Klassische Tugenden wie Gelassenheit oder Muße mutieren in diesen Gesellschaften zu Sünden ersten Ranges, wer nicht ständig in Bewegung ist, offen für das Neue und unzufrieden mit dem Erreichten, bereit zum Lernen und verpflichtet auf Wachstum, macht sich verdächtig. Entgegen der unermüdlich wiederholten Behauptung, dass das Glück genau darin besteht, sich diesen Ansprüchen der Zukunft zu stellen, bedeutet dies, das gelebte Leben immer in Hinblick auf das Kommende zu entwerfen. Ob es uns allerdings gelingt, die Gegenwart so zu gestalten, dass eine humane Zukunft dieses Planeten möglich ist, werden wir allerdings nicht mehr erfahren. Die kommenden Generationen werden darüber, sofern es sie geben wird, ihr Urteil fällen. Unsere Zukunft aber wird ihre Vergangenheit sein. Wir können diese nur mehr oder weniger phantasievoll antizipieren: Es wird einmal gewesen sein.

Konrad Paul Liessmann

ES WIRD EINMAL GEWESEN SEIN

Über den Umgang mit der Zukunft

Vortrag anlässlich der Verleihung
des Preises der Dagmar und Václav Havel Stiftung

VIZE 97

Prague Crossroads

5. Oktober 2010

Sehr geehrte Damen und Herren,

so viel Zukunft war nie. „Zukunft“ ist in den letzten Jahren zu einer der meistverwendeten Vokabeln geworden, deren Omnipräsenz vor allem in mehr oder wenigen originellen Komposita zum Ausdruck kommt. Der Begeisterung für die Zukunft verdanken wir so schöne Worte wie Zukunftsfähigkeit und Zukunftsbereitschaft, durch die die zukunftsängstlichen Zukunftsverweigerer bekehrt oder eingeschüchtert werden sollen, denn eines ist klar: Zukunft kommt. Für die Langsamen aber gilt: Ehe sie sich versehen, werden sie die Zukunft versäumt haben. Für alle anderen aber gilt: Die Herausforderungen der Zukunft müssen angenommen werden.

Die Bestimmung der Zukunft ist es, zu kommen und damit zur Gegenwart, gleich darauf aber zur Vergangenheit zu werden. Zukünfte, denen diese Aufhebung ihrer selbst nicht gelingt, bleiben deshalb auch außerhalb des Zeithorizonts hängen: Als uneingelöste Versprechen, versunkene Utopien, vergessene Hoffnungen, ausgebliebene Erlösungen. Solche Zukünfte haben, wenn man nüchtern geworden ist, keine Zukunft mehr, ihr Eintreten in den Horizont der Gegenwart wird nicht mehr erwartet. Die Vergangenheit, so könnte man sagen, ist voll von nicht eingetretenen Zukünften. Das meiste von dem, was Menschen von der Zukunft erhofft oder befürchtet haben, hat sich nicht erfüllt. Ein Blick in die Technik- und Medizinzeitschriften der vergangenen Jahrzehnte genügte um zu erkennen, dass Zukunft immer das andere des Erwarteten ist. Das dämpft zwar weder Zukunftseuphorien noch Zukunftsängste, generiert aber einen ständig wachsenden Friedhof abgestorbener Zukünfte, die als gespenstische Widergänger immer wieder durch die Geschichte taumeln. Jede Zukunft speist sich ihrem eigenen Pathos zum Trotz nicht aus der zukünftigen Zukunft, sondern aus dem ungeheuren Reservoir uneingelöster, ungekommener Zukünfte. Alles, was nicht geworden ist, aber als eine Möglichkeit des Seins einmal gedacht worden war, kann als nahende Zukunft reaktiviert werden. Wer hätte noch vor Jahren gedacht, dass das Konzept gesellschaftlicher Eliten, das letztlich einer feudalen Sozialordnung entspringt, am Beginn des 21. Jahrhunderts eine Renaissance erfahren würde? Andererseits: so tot etwa die sozialistischen Utopien des 19. Jahrhunderts uns heute dünken - einige dramatische Wendungen im Prozess der gesellschaftlichen Entwicklungen könnten genügen, und die Zukunft würde wieder so rot wie sie schon einmal war. Zukünfte sind nicht zu trennen von Renaissance, Wiederkehren, Wiederholungen und Wiederkünften aller Art.

Nähe man den Begriff der Zukunft ernst, wüsste man darüber allerdings nichts zu sagen. Da Zukunft in der Zukunft liegt, bleibt sie uns prinzipiell verschlossen. Da wir also nicht wissen, wann aus Zukunft Gegenwart geworden ist, lässt sich auch nicht mit letzter Bestimmtheit sagen, was keine Zukunft mehr hat. Auch wenn wir also über die Zukunft nicht verfügen können, haben wir Zukunft in dem Sinne, in dem wir die Gegenwart überschreiten und Erwartungen, Hoffnungen und Ängste formulieren können. Aber warum gibt für uns überhaupt die Zukunft? Die erste Antwort, die wir geben müssen, ist paradox: Wir haben Zukunft, weil wir keine Zukunft haben. Oder anders formuliert: Alles, was wir von der Zukunft mit Sicherheit wissen, ist, dass wir sterben werden. Oder noch anders formuliert: Weil wir um unseren Tod wissen, wird uns die Zukunft zum Problem. Wie füllen wir die Spanne zwischen dem Jetzt und dem Tod, von dem wir nicht wissen, wann er uns ereilen wird? Wir haben also Zukunft, weil wir wissen, dass unsere Zeit ablaufen wird. Gleichzeitig will niemand dieses faktum brutum bis in die letzte Konsequenz zur Kenntnis nehmen. Wir denken deshalb immer über den Tod hinaus. Ob wir Unsterblichkeitsphantasien entwickeln, an unserem Nachruhm arbeiten, in lebensverlängernde medizinische Technologien investieren oder uns Sorgen über das Klima in 50 Jahren machen: All dies dient dazu, dem Tod nicht ins Auge blicken zu müssen. Damit gewinnt Zukunft eine zusätzliche Dimension: Es ist die Überschreitung der Zeit, die uns zu leben vergönnt ist. Zukunft ist die Antizipation eines Zustandes, in dem wir nicht mehr sein werden. Nur weil die Menschen den Tod nicht akzeptieren können und nach ihrem Tod weiterleben möchten, entwerfen sie Zukünfte, die tatsächlich in der Zukunft liegen. Sie erhoffen sich für zukünftige Generationen das Beste oder befürchten für diese das Schlimmste, sie arbeiten jetzt an Entwicklungen, deren Resultate sie nie erleben können.

Allein durch den Hinweis, dass Menschen eben für ihre Kinder und Kindeskiner das Beste wollen, ist dieser Glaube an die Zukunft nicht zu erklären. Es geht schon auch um den Trost, der darin liegt, jetzt für das Zukünftige zu leben, weil in diesem Zukünftigen die Endlichkeit und Beschränktheit des eigenen Daseins aufgehoben erscheint. Das Wissen darum, dass es Zukunft geben wird, gibt wenigstens zum Schein einem Leben Zukunft, dessen Zukunft begrenzt ist. Die Zukunft fungiert so als eine positive oder negative Zielvorstellung, die handlungsmotivierend ist, gerade weil dieses Ziel für die Akteure nicht erreichbar ist. Die Voraussetzung für jede Zukunftseuphorie, aber auch für jede veritable Zukunftsangst liegt in der prinzipiellen Unmöglichkeit von Zukunft. Entscheidend ist nie, was sich in Zukunft ereignen wird oder was die Zukunft bringen wird, sondern allein, was sich als handlungsrele-

vante Vorstellung von der Zukunft in der Gegenwart festgesetzt hat. Dass die Zukünfte, werden sie zur Gegenwart, in der Regel ganz aussehen als gedacht, hat dann auch noch niemanden wirklich gestört. Wohl ist gegenwärtig viel von Zukunft die Rede, und „Zukunftsfähigkeit“ ist ein beliebtes Schlagwort geworden, tatsächlich aber denken wir Zukunft äußerst kurzfristig. Wird es ernst, geht es um das Heute, nicht um das Morgen, schon gar nicht um das Übermorgen. Der Markt, dem wir bis vor kurzen bedingungslos vertrauten, kennt zwar Futures, also das Spiel mit möglichen Preisentwicklungen in der Zukunft, er rechnet aber nicht in Jahren und Jahrzehnten, sondern in Sekunden und Minuten. Die Beschleunigung, die seit der industriellen Revolution die Menschheit erfasst hat, frisst die Zukunft, aber auch die Gegenwart förmlich auf. Wenn alles immer schneller kommen muss, ist auch alles immer schneller vorbei. Wir wissen, dass das meiste, das wir herstellen und produzieren, für den raschen Verbrauch gedacht ist und deshalb keine Zukunft hat. Das alles herrschende Grundprinzip unserer Epoche ist das Ablaufdatum. Nichts darf von Dauer sein. Nachhaltigkeit, also ein Umgang mit Ressourcen und Produkten, der Langfristigkeit als strategische Grundüberlegung zur Voraussetzung hat, ist zwar ein oft beschworenes, aber deshalb selten praktiziertes Prinzip unseres politischen oder ökonomischen Handelns geworden. Tatsächlich aber haben unsere an kurzfristigen Gewinnen orientierten Handlungen durchaus nachhaltige Wirkungen. Pointiert könnte man sagen, dass der vieldiskutierte Begriff der Nachhaltigkeit in seiner negativen Ausrichtung eigentlich viel plausibler ist. Man wird schwer ein nachhaltigeres Produkt auf dieser Erde finden können als den Atommeiler. Tschernobyl - und übrigens auch der ganz alltägliche radioaktive Müll - werden Jahrtausende vor sich hin strahlen, eine permanente Gefahr für alle Organismen, die sich in deren Nähe aufhalten. Erst die ungewollte Nachhaltigkeit unserer Destruktionen und Gefährdungen zwingt uns dazu, über gewollte nachhaltige Strategien zu deren Bekämpfung und Eindämmung nachzudenken.

Der philosophisch interessante Gedanke im Konzept der Nachhaltigkeit liegt dabei in der These, dass das gegenwärtige Handeln nicht nur im Horizont unmittelbarer Erfolgserwartung, sondern auch im Hinblick auf die Lebensmöglichkeiten künftiger Generationen erfolgen soll. Lange bevor sich der Begriff der Nachhaltigkeit im politischen Diskurs durchsetzte, hatte der deutsch-amerikanische Philosoph Hans Jonas (1903-1993) in seinem Spätwerk *Das Prinzip Verantwortung* (1979) die entscheidende Maxime für ein zukunftsorientiertes Handeln formuliert. In diesem Zusammenhang verweist Hans Jonas darauf, dass die traditionellen Moralsysteme von den Handlungsmöglichkeiten und dem Erwartungshorizont des einzelnen Subjekts ausgegangen waren und deshalb nicht mehr genügen, um das Problem nachhaltiger Eingriffe in die Natur, die die Lebensmöglichkeiten künftiger Generationen beschneiden oder gar sabotieren könnten, zu lösen. Dass die Reihe der Generationen überhaupt weitergehen soll, dass also die Menschheit auch weiterhin existieren soll, stellt sich angesichts der Destruktionspotentiale unserer Technologien und Wirtschaftsformen als die eigentlich entscheidende ethische Frage dar, und sie ist nicht allein mit Rückgriff auf eine Individualmoral zu beantworten.

Hans Jonas sah sich durch die Krise der traditionellen Ethik vor die Aufgabe gestellt, einen neuen Imperativ zu formulieren, der den Fortbestand der Gattung Mensch mitberücksichtigt. Die Formulierungen, die Jonas diesem Imperativ gegeben hat, haben in den ökologischen und technikkritischen Debatten der 80er Jahre eine entscheidende Rolle gespielt und ihre Aktualität kaum eingebüßt: Jonas formulierte diesen Imperativ unter anderem folgendermaßen: „Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden“ oder, negativ formuliert: „Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung nicht zerstörerisch sind für die künftige Möglichkeiten solchen Lebens“. Für Jonas besagten diese Formulierungen letztlich, dass wir, aus welchen Gründen auch immer, „zwar unser eigenes Leben, aber nicht das der Menschheit wagen dürfen.“ Und ihm war klar, dass mit diesen Formulierungen in einer bisher nicht bekannten Form der „Zeithorizont“ zu einem bestimmenden Kriterium ethischen Verhaltens wurde, letztlich „Zukunft“ zum letzten Sinnhorizont verantwortlichen Handelns wird.

Allerdings: über die Interessen und Wünsche der nachfolgenden Generationen wissen wir wenig bis nichts. Und auch die Frage, was „echtes menschliches Leben“ ist, kann über größere Zeiträume kaum beantwortet werden. Hätte ein Mensch des Mittelalters, ja noch des 19. Jahrhunderts unsere Art des Lebens und Treibens, die Technik und die Hektik, die Gier und den Individualismus, die Säkularisierung und den Materialismus als „echtes menschliches Leben“ gewertet? Wohl kaum. Wer für das Wohl der künftigen Generationen sorgen will, kann nicht anders, als seine eigenen Maßstäbe in die Zukunft zu projizieren. Wir können immer nur von unseren Befindlichkeiten ausgehen und diese in die Zukunft extrapolieren. Das Konzept der Nachhaltigkeit und Hans Jonas' Imperativ der Verantwortung besagen allerdings eines: Es darf zumindest, was die Bedingungen des Lebens betrifft, nicht schlechter werden - und dies kollidiert mit unserer Grundüberzeugung, dass der Fortschritt es in sich hat, dass ohnehin alles besser wird. Das Konzept der Nachhaltigkeit müsste eigentlich mit Nachdruck darauf aufmerksam machen, dass es auch zivilisatorische und technologische Rückschritte und Rückentwicklungen nicht nur geben kann, sondern